

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 284.

Dienstag, 5. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

(18. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Er bemühte sich, seine Gnade vollkommen gleich zu verteilen, und hätte wohl anfänglich selbst nicht entscheiden können, welches der Mädchen ihm besser gefiel. War er mit Maria allein, so entzückte ihn ihr ruhiger Ernst, der weit entfernt war von langweiligem oder gar geschraubtem Wesen. Der reine Schnitt ihres edlen Gesichts und ihr herrliches Blondhaar ließen ihn immer wieder denken: die Blondes sind doch mehr nach meinem Herzen! Kam dann aber Frieda mit ihrer unverwundlichen Geisterkraft und verwickelte ihn in eine Rederei, so mußte er rasch seine Meinung wieder ändern, denn „das Rackerchen“ war zu famos. Es ging jedoch alles in Frieden ab, von den Schwestern schien keine neidisch auf die andere zu sein, was Randolph als Frauenkenner eigentlich in Erstaunen setzte. Ein ganz klein wenig in ihn verliebt mußten sie doch beide sein, oder er hätte nicht Randolph Heubach heißen müssen!

An einem Nachmittag zu Anfang Oktober waren die jungen Leute gleich nach Tisch aufgebrochen, um nach Adolfssee zu wandern. Viktor von Dille wollte die älteren Herrschaften, auch Frau Ferber, in seinem Auto auf einem großen Umweg über Schloß Hohenstein ebenfalls dahin bringen. So gingen Randolph und die jungen Mädchen voraus, und Philipp Ferber mit Miz folgte. Als man am Bahnhof vorüber war, wo die Landstraße links nach Adolfssee abzweigt, sahen die beiden Nachzügler, wie Randolph bei Maria und Frieda unterhalte, während Nellie vorausging und einen Herbststrauch zu pflücken schien.

Unwillkürlich verlangsamten die beiden ihre Schritte. Es war so köstlich, unverhofft einmal wieder allein zu sein nach allem Trubel der letzten Wochen, daß sie bestrebt waren, dies Zusammensein möglichst zu verlängern.

Es war ein wunderschöner Herbsttag, fast sommerlich warm, aber trotz Sonnenschein und blauem Himmel lag es wie die Ahnung des nahenden Winters in der Luft. Die bunten Wälder ringsum, die abgeernteten Felder, die Scharen von südwärts fliegenden Vögeln, alles deutete darauf hin, daß diese Pracht nicht lange mehr vorhalten würde, und erzeugte eine tiefe Traurigkeit bei den beiden Menschen, die den Abschied, der ihnen in wenigen Wochen bevorstand, vorausfühlten. Philipp gab diesem Gefühl Worte:

„In vier Wochen bin ich nicht mehr hier“, sagte er und ließ seinen Blick umherschweifen, als wolle er das Bild in sich aufnehmen, um es nie wieder zu vergessen. Endlich sah er auf die junge Frau an seiner Seite, die ganz still geblieben war. Lautlos schluchzte sie in sich hinein, während schwere Tränen über ihre Wangen rannen. Philipp nahm ihre herabhängende Hand und drückte seine Lippen darauf. Sie waren am Eingang eines kleinen Gehölzes, wenige Schritte weiter stand eine Bank. Hier waren sie vor neugierigen Blicken geborgen, denn es war ganz still auf dem Wege,

kein Mensch weit und breit; nur in der Ferne hörte man das Lachen der jungen Mädchen.

Philipp setzte sich zu Miz, die sich einen Augenblick ganz ihrem Schmerz überließ. Langsam hob er ihren Kopf, um ihr tief in die tränenüberströmten Augen zu sehen. Dann neigte er sich zu ihr und küßte sie lang und innig und doch so zart, daß Miz empfand, so gewiß es ein Kuß der Liebe war, so war er doch frei von Unrecht, wie er frei von Begehren war. Wie lindernd legte sich dies Bewußtsein auf das wundete Herz der jungen Frau.

Als sie in die Ehe trat, hatten ihre Sinne noch geschlafen, und Viktors ungestüme Art hatte nur dazu beigetragen, daß sie sich ganz in sich selbst zurückzog. Eine rein geistige Liebe war das Ideal, das ihr als höchstes Glück vorschwebte, und zu fühlen, daß Philipps Gefühl für sie nichts Irdisches an sich hatte, bedeutete die Erfüllung wundervollster Träume.

So wunschlos, wie sie dachte, war Philipp nun allerdings keineswegs. Was hätte er darum gegeben, die geliebte Frau nur einmal in die Arme nehmen und ihr sagen zu dürfen, wie heiß er sie liebte! Aber gerade Viktors argloses Vertrauen, das er ihm in diesen langen Wochen täglich aufs neue bewiesen hatte, legte ihm die heilige Ehrenpflicht auf, zu schweigen, obwohl er sah und fühlte, wie das Herz der Geliebten sich ihm immer mehr entgegenneigte. Der Kampf gegen sich selbst wurde ihm unsäglich schwer, so daß selbst die Schwestern ansingen, ihm die schlechten Mächte anzusehen, von der Mutter gar nicht zu reden, deren Herz brechen wollte, da sie den fast übermenschlichen Zwang, den Philipp sich antun mußte, um in den fröhlichen Kreise seine Stimmung zu verbergen, mit ahnendem Herzen mitempfand.

Lange Zeit saßen Philipp und Miz in dem stillen Herbstwald wortlos Hand in Hand. In Philipp wogten die schmerzlichsten Gedanken auf und nieder — würde Miz verstehen, daß er nicht zum Räuber an Viktor werden konnte?

Würde sie nicht für Feigheit und Unmännlichkeit halten, was einmal die hohe Achtung, die der Freund ihm abnötigte, dann die Freundschaft selbst und nicht zuletzt die Liebe zu ihr ihm zur Pflicht machte?

„Sie wissen, wie mir zumute ist?“ fragte er endlich weich.

Miz sah zu ihm auf mit einem Blick, so voll von verstehender Liebe, daß Philipp über diesen Punkt völlig beruhigt sein konnte.

„Es wird noch alles gut werden“, tröstete er, dann saßen sie wieder schweigend. Endlich sagte Miz: „Ich glaube, wir müssen gehen.“

Philipp drehte sanft ihren Kopf, und noch einmal fanden sich ihre Lippen in einem langen Kuß.

Dann schritten sie weiter, den Weg, den die anderen gegangen waren. Als sie sich dem kleinen Wirtschaftshaus in Adolfssee näherten, das das Ziel der Wanderung

sein sollte, hörte man schon von weitem lachende Stimmen. Alix blieb stehen und presste die Hand aufs Herz: „Es scheint mir ganz unmöglich, jetzt Kaffee zu trinken und mich zu unterhalten.“ Philipp verstand sie. „Ich werde hingehen und sagen —“

„Was wollen Sie sagen?“

„Ja — was? O, ich werde sehen“, sagte er, als ein gequälter Ausdruck in ihr süßes Gesicht trat.

Nach wenigen Augenblicken kam er zurück. „Es ist alles in Ordnung“, sagte er, „ich habe gesagt, Ihnen sei kalt, und wir wollten umkehren, da Sie zu leicht angezogen wären.“

„Das entspricht sogar der Wahrheit.“

„Ja, ich habe gemerkt, wie Sie ein paar mal zusammenschauerten, und hier unten im Tal ist es kühl und feucht. Nun haben wir noch den Heimweg für uns“, fügte er zärtlich hinzu und legte ihren Arm in den seinen. Es war eine schmerzlich süße Wonne, dies Wandern zu Zweien, das nicht von vielen Worten begleitet war und ihnen doch wie eine köstliche Zwiegesprache der Herzen schien. Sie waren am Bahnhof von der Chaussee abgebogen und schlugen einen Feldweg ein, der am Bergeshang hinführte. Der Pfad war so schmal, daß Alix vor Philipp hingehen mußte. Er konnte den Blick nicht losreißen von der geliebten Gestalt, wie sie in den strahlenden Abend hineinwanderte. Am Himmel zog die untergehende Sonne blutrote Streifen. Unten aus dem Wiesentale stiegen feuchte Nebel herauf, die wie ein zarter Hauch über den in den leuchtenden Farben des Herbstes prangenden Wäldern hängen blieben. Fern aus den Dörfern läuteten die Abendglocken. Bis an das Ende der Welt hätten die beiden so weiter wandern mögen . . .

An einem der nächsten Abende kehrte Fräulein Leezhen aus Lourdes zurück. Philipp Herber und seine Schwestern, denen sich wie von ungefähr Kandoiph zugesellte, holten sie ab und führten sie nach „Villa Friede“, wo heute auch die Familien Heubach und von Dille zum Abendbrot erwartet wurden. Das alte Fräulein wurde ganz erregt, als sie hörte, daß sie in ihrem Reiseanzug an einer förmlichen Gesellschaft teilnehmen sollte; sie wollte sich durchaus noch umkleiden, und es war nicht ganz leicht, sie davon abzubringen.

„Du tust gerade, als hättest du dich vierzehn Tage lang nicht ordentlich gewaschen“ sagte Frieda.

„Beimade war es schon so. Allerdings die letzten Tage in Köln bei Trombetta war es um so besser.“

„Na, siehst du. Also beruhige dich nur, Tantchen, die anderen kommen auch alle in Straßenkleidern, und abbürsten will ich dich höchst eigenhändig.“

Fräulein Leezhen hatte viel erlebt auf ihrer Reise und verstand, es in ihrer humorvollen Weise darzustellen. Als sie — was bald geschah — dahinter kam, daß Frau Konsul Heubach sich lebhaft für ihre Erzählung interessierte, war der letzte Damm gebrochen. Sie schilderte ihre Reise bis zum letzten und verweilte natürlich am längsten bei allem, was mit Lourdes selbst mittelbar und unmittelbar zusammenhing; von dem Zug, der die Pilger an den Wallfahrtsort brachte, angefangen, bis zu dem Augenblick, da die so aus allen Teilen der Welt von ungefähr Zusammengewehnten sich wieder trennten. Mit ihrem warmen Herzen hatte sie alles Leid, das da gekommen war, Hilfe zu suchen, erfaßt; nicht nur das körperliche, das in den mannigfaltigsten, oft abstoßendsten Formen in die Augen gefallen war. Die irdischen Schmerzen hatten ihre Teilnahme noch in weit höherem Maße erweckt, vielleicht weil sie selbst in Seelennot war. Einmal, als das Gespräch eine Wendung nahm, die auf den Anlaß zu der Wallfahrt hindeutete, fragte Frau Heubach:

„Und wie sind Sie selbst mit dem Erfolg Ihrer Wallfahrt zufrieden?“

Fräulein Leezhen geriet ein wenig in Verlegenheit, als der wunde Punkt berührt wurde, aber sie sah die gespannte Aufmerksamkeit, mit der Frau Heubach auf ihre Antwort wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kampftage vor Monastir.

Von Dr. Stephan Steiner.

I.

Sofia, Ende November.

Etwa sieben Monate sind es her, seit ich zuletzt in Monastir weilte. Wenige Tage vor meiner Abreise sprach ich noch mit dem damaligen kommandierenden General der bulgarischen Armees und verabschiedete mich von ihm. „Warum fahren Sie denn so schnell von hier ab?“, fragte er mich, wohl wissend, daß der eigentliche Zweck meiner Monastirfahrt ein längerer Aufenthalt an der Front war, die sich damals einige Kilometer vor der Stadt erstreckte. „Was soll ich hier machen, Herr General? Die Stadt kenne ich bis in die entlegensten Straßen hinein, und der Krieg, den ich sehen wollte, meidet diesen Abschnitt der Front, wie wenn es Absicht vom Schicksal wäre, daß ich nichts sehe.“ Wirklich war damals wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Stadt in dem großen Schlachtengetümmel der Welt nochmals eine Rolle spielen würde. Wohl kamen hier und da Gerüchte, die von einem französischen Vormarsch aus der Richtung von Bodene gegen Etzi Su und Florina zu melden wußten, einmal sogar waren die französischen Patrouillen bis an die griechisch-bulgarische Grenze bei Negocani vorgedrungen, aber auf diesem 2 Kilometer breiten neutralen Streifen, der Griechenland von Bulgarien trennte und der von keinem der beiden Nachbarn besetzt werden durfte, trauten sie sich nicht mehr hinaus. Zwei Tage lang blieben sie in Florina und verschwand dann ebenso plötzlich und geräuschlos, wie sie kamen. Der General dachte einige Sekunden nach und fuhr dann fort: „Sie haben eigentlich recht. Kriegerisches hier zu sehen haben Sie wenigstens einstweilen keine Hoffnung. Und es ist auch besser so, denn wir kämen hier, wenn die Franzosen angriffen, in eine sehr schwierige Lage. Monastir liegt offen und ungeschützt da, der Weg von Griechenland führt schnurstracks nach Monastir ohne irgendwelche natürlichen Hindernisse entlang dieser grünen pelagonischen Ebene. Wie schön diese Stadt von der Ferne süßes Auge auch sein mag, mit dem schneebedeckten breiten Rücken des Peristeriberges, den grünen Hainen auf den vielen Hügeln der weitläufigen Stadt, in dem sich die weißen Türme der Minarets in die Höhe strecken, zur Verteidigung ist sie nicht eingerichtet, und des Soldaten Auge muß wehmütig auf dieser Stadt ruhen, wenn er daran denkt, daß man hier einem Stoß des Feindes einst begegnen müßte. Aber zum Glück brauchen wir uns von dieser Möglichkeit einstweilen nicht zu fürchten, denn wenn die Stadt zur Verteidigung auch schwach ist, so ist der Feind zum Angriff noch schwächer, und darin liegt, soweit man die Lage übersehen kann, unsere Sicherheit.“

Ich fuhr damals von Monastir fort und hörte mehrere Monate nichts von dieser Stadt, aber als ich dann nach der ersten bulgarischen Offensive, die bis über Florina hinausführte, von der Gegenoffensive Sarcaills Nachrichten bekam und nach den erbitterten Kämpfen um den Kajmaktschalan, der die Eingangspforte in die pelagonische Ebene beherrscht, die französisch-serbische Truppen im Besitz dieses Schlüssel-punktes der Ebene wußte, da wurde mir bang um diese Stadt, die so wenig zum Kampf geboren war und deren Schicksal es durch drei Kriege so wollte, daß sie inmitten des heftigsten Kampfgetümmels stand. Nur wer die Situation unserer Truppen in der Tschernabiegung von Monastir kennt, kann die Größe dieser Leistungen beurteilen, die dort um die Verteidigung der Stadt vollbracht wurden. Was jetzt bei Monastir seinen Abschluß fand, ist das Resultat dreimonatiger erbitterter Kämpfe, in denen die Angreifer und Verteidiger Wunder der Tapferkeit und Aufopferung geleistet haben. Wohl wäre es den bulgarischen Truppen möglich gewesen, durch die Preisgabe Monastirs sofort nach dem Einsetzen der Sarcailloffensive weitläufig günstigere gelegene Stellungen einzunehmen, die sich auf das Babunagebirge stützten, als ein von der Natur aus gegebenes Bollwerk gegen feindliche Angriffe wie geschaffen waren, aber man zog es doch vor, in Erwägung dieser großen nationalen Ideale, die mit Monastir verknüpft waren, die Stadt, soweit die Möglichkeit reichte, zu halten, auch wenn es den Verteidigern große Opfer auferlegte.

Mit dem großen Einsatz der feindlichen Kräfte wurde man bereits im Laufe der ersten Offensive im Monate Oktober rechnen, denn die Absichten und Ursachen der Sarcailloffensive waren im deutsch-bulgarischen Lager wohlbekannt.

Nach beinahe neunmonatigem Stillstande der Salonikarmee, die ihr erstes Operationsziel, nämlich die Rettung der serbischen Armee vor der vollkommenen Auflösung und Flucht in die albanischen Berge nicht durchführen konnte, stand die Prestigefrage dieser Operation ernstlich im Spiele. Briand, in dessen Gehirn diese Expeditionsidee geboren war, war in seiner ganzen politischen Existenz von dem Sein oder Nichtsein dieses Salonikabenteuers abhängig, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als das Fiasko seiner Balkanpläne anzuerkennen oder aber die immer unruhiger werdende öffentliche Meinung durch Erfolge zu beschwichtigen. Nach dem ganzen Stand der Lage konnte ein großangelegtes Unternehmen entlang der ganzen mazedonischen Front mit den Sarraill zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchgeführt werden. Die Hoffnungen, die man auf die rumänische Kriegserklärung setzte, wurden durch die unerwartet schnellen Erfolge der deutsch-bulgarischen Armee in der Dobrußja zunichte und der Traum eines Zusammenwirkens der russisch-rumänischen Armee, von Norden gegen Süden vorstößend, und der Salonikarmee, die währenddessen vom Süden aus den Vormarsch gegen die mazedonischen Grenzen aufnimmt und ihr so am halben Wege nach Konstantinopel die Hände reicht, wurde zunichte. Man mußte wenigstens Teilerfolge suchen, und nach langen Erwägungen beschloß man, dort mit verstärkten Kräften den Angriff aufzunehmen, wo er am meisten Aussicht auf einen wenigstens lokalen Erfolg hatte. Dieser Abschnitt war Monastir. Außer den taktischen Vorteilen, über die hier die Sarraillarmee verfügte, war auch der Name der Stadt Monastir, der bereits durch die früheren Kriege in breiten Schichten der Ententebevölkerung bekannt war und dadurch eine Popularität besaß, maßgebend. Auch sollte die Stadt Monastir die Lockspeise für die in Konstantinopel neuorganisierte serbische Armee, die einen Gefechtsstand von etwa 140 000 Mann erreichte, sein, damit man sie als Sturmbod gegen die deutsch-bulgarische Stellung verwenden konnte. Mit großer Energie wurde so diese Sarrailloffensive gegen den Tschernabtschnitt angesetzt, doch das Resultat der unerhörten Menschenopfer und einer niegesehenen Munitionsverschwendung war den Erwartungen bei weitem nicht entsprechend. Sechs volle Wochen rannten die Streitkräfte Sarraills an die deutsch-bulgarischen Stellungen an, doch durchstoßen konnten sie diese festgefügte Front trotz aller Opfer nicht. Ende Oktober war diese Armee in dem fortwährenden Ansturm so erschöpft, daß die Offensive, wenn sie auch Fortschritte gemacht hatte, als gescheitert erachtet werden konnte, da das Operationsziel, die Stadt Monastir, bei weitem noch nicht unmittelbar bedroht war. Das Resultat war recht kläglich, denn etwa die Hälfte der serbischen Armee, die in diesen Kämpfen, wenn auch gezwungenermaßen, die Hauptrolle spielte, war kampfunfähig geworden und auch die weniger exponierten französischen Divisionen waren stark mitgenommen.

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Der Geist der deutschen Soldatensprache. Es ist sehr natürlich, daß durch das Miterleben des Krieges das Interesse für die deutsche Soldatensprache in allen Kreisen der Bevölkerung außerordentlich lebhaft wurde. Dieses Interesse setzte nahezu gleichzeitig mit dem Kriege ein, und die ersten neuartigen Worte der Soldatensprache wurden fast noch schneller heimgebracht als die ersten, dem Feinde abgenommenen Beutestücke. Doch wenn das Interesse verhältnismäßig neu ist, so ist die Soldatensprache an sich keineswegs nur eine aktuelle Erscheinung, und darum erscheint es berechtigt, in ihr mehr eine Sensation als eine sprachliche Notwendigkeit zu erblicken. Die deutsche Soldatensprache ist, wie Walter Heynen in der „Deutschen Rundschau“ in einer sehr gründlichen Untersuchung des wesentlichen Geistes dieser Sprache ausführt, keineswegs bloß eine sprachliche Verfinstlichung des Kriegshandwerks, sie ist an sich überhaupt nicht unbedingt ein Erzeugnis dieses oder eines anderen Krieges, sondern muß vor allem als Berufs- und Standessprache betrachtet werden. Letzter läßt sie sich aber nicht so genau und so weit in ihrer Bildung zurückverfolgen wie die Berufssprachen verschiedener Handwerker, und die germanistischen Forschungen auf diesem Gebiete waren bisher noch zu gering, um viel Bestimmtes über die Bildung der Soldatensprache in ihren ursprünglichen Anfängen mitzuteilen. Die ersten originalen Wendungen einer Soldatensprache sind uns seit dem Auftreten der Landsknechte bekannt und lassen bereits auf das Vorhandensein einer besonderen soldatischen Redeweise in jener Zeit schließen. Die Beurteilung der Soldaten-

sprache als Berufssprache erscheint schon dadurch begründet, daß die stärke Waffennutzung unter den mit ihr Beschäftigten genauere Bezeichnungen verlangt, als der Alltag gewährt. Darum beschäftigt die Soldatensprache sich vor allem mit den Waffen. Im Allgemeinen setzt die Namensgebung für Waffen einen längeren Umgang und eine gewisse Vertrautheit mit dem Geschütz voraus. Natürlich wird bei einer so auffallenden und eigenartigen Konstruktion wie der des 42-Zentimeter-Geschützes die Taufe leicht und schnell vollzogen. Die eigenen Waffen aber werden erst genau erprobt, ehe sie sowie auch die Munition besondere Namen erhalten. Dann aber wird nicht mehr aus 75- oder 15- oder 21-Zentimeter-Geschützen gefeuert, sondern der Feind schmetzt mit „Seesfertöppen“ oder „der kleine Gustav fliegt durch die Luft“. Der Geist der deutschen Soldatensprache wird besonders durch die Vorliebe für gutmütige und kameradschaftliche Selbstironie gekennzeichnet. So nennt der Artillerist, der selbst nur „Pumalepf“ ruft, den Infanteristen einen „Sandhasen“. Diese Ironie wird zum doppelten Wit, wenn es gilt, sich über verschiedene Unkonvenienzen und Unannehmlichkeiten im Felde hinwegzusetzen. Nicht nur unsere Feldgrauen, sondern schon die Soldaten des dreißigjährigen Krieges prägten aus diesem Grunde humoristische Redewendungen über die Läuseplage. So lautet ein Soldatengebüß aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges:

„Recht will ich von Dergen singen eine Tageweis,
 Uf meiner linken Achsel, da gehen bei tausend Laus,
 Und auf der rechten noch viel mehr,
 Da hinten auf dem Ludei, da itzt das ganze Heer.“
 „Da ich anfang zu schlachten, die Nägel werden rot,
 Sprach eine Laus zu der andern: O wie ein bitterer Tod!
 O daß er nicht herkommen wär,
 So wär' unmoestert unser hochbetrübt's Heer.“

Neben dem Humor finden wir auch häufig die Vorliebe für Abwechslung als treibendes Moment. So wird die Tätigkeit des Schießens durch verschiedene Bezeichnungen umschrieben, wie sullen, pingen, knipsen, taden, trommein usw. Vielfach handelt es sich hierbei aber auch darum, durch den neuen Ausdruck eine größere Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit des Vorganges zu erlangen. Auch ethische Probleme sind in der deutschen Soldatensprache zu finden. Während unsere Feinde uns mit ihren Ausdrücken zu erniedrigen und darin ihren Hoch kundzugeben wußten, ist in unserer Soldatensprache in den dem Gegner beigelegten Namen durchaus eine deutliche Entwürdigung zu bemerken. Während die Franzosen uns mit dem Schimpfwort „Boche“ beehren, werden sie von unseren Soldaten fast stets „Französer“ genannt. Bei verschiedenen Gelegenheiten gibt auch die Soldatensprache über bedeutungsvolle Auffassung; wenn wir z. B. hören, daß unter den deutschen Gefangenen in französischen Lagern die Wendung „Kartoffeln haben“ so viel bedeutet wie Glück haben, können wir uns vorstellen, daß der Gefangene verabsolgte Kartoffelreichtum nicht allzu groß ist. Sprachtechnisch muß der Soldatendialekt als ein Gemisch von Kriegs- und Berufssprache angesehen werden, die Hauptelemente, aus denen sein Geist sich zusammensetzt, sind Gefühl und Drobheit, Schlagfertigkeit und Wit, Heimatsehnen und Selbstvertrauen.

Eine französische Ehrenrettung des Alkohols. Unter den vielen durch den Krieg laut gewordenen Meinungsverschiedenheiten in Frankreich spielt die Frage, ob der Alkoholgenuß aus moralischen und gesundheitlichen Gründen zu verdammen oder aber wegen industrieller Vorteile in Schutz zu nehmen sei, nach wie vor eine große Rolle. Die französische Regierung, die mit stärkeren Mitteln gegen die besonders in der schwer arbeitenden Bevölkerung Frankreichs sehr verbreitete Liebe zum Alkohol anzukämpfen sucht, sah und sieht sich trotz vielfacher Aufmunterungen von der einen Seite auch einer ganzen Anzahl mehr oder minder erbitterter Gegner gegenüber. Viele Kleinhändler, so vor allem die Verkäufer von Tabak und Zeitungen, suchen im stillen ihren Profit am Alkohol zu machen. So geschieht es häufig, daß man in einem Laden nur ein Paket Zigaretten oder eine Zeitung erhält, wenn man sich bereit erklärt, zum eigenen Ergötzen und vor allem zum Nutzen des Ladeninhabers auch ein Gläschen Schnaps zu leeren. Am wütendsten über die Bewegung gegen den Alkohol sind natürlich die französischen Weinhändler und die Fabrikanten von Spirituosen. Nunmehr gibt ein Fachblatt der Weinhändler, die „Revue Vinicole“, dieser Stimmung in einem grotesken Artikel zur Verteidigung des Alkohols Ausdruck: „Kennen Sie“, so fragt das Blatt, „unter all den geistigen und phillistocösen Alkoholgegnern viele Leute, die auch würdig wären, die köstliche Lust des Weines und der Pizore zu genießen? Denn, um wirklich nach den Regeln der Kunst das edle Maß zu schlürfen, muß man mit entsprechenden Tugenden ausgestattet sein!“ Aber dies genügt der „Revue Vinicole“ noch nicht. Sie hofft auf den Tag, „an dem das gewöhnliche Trinkwasser nur noch zu Fußbädern verwendet werden wird, da dies die einzige gerechte Rolle sei, die ihm

gutomme." Auch vergleicht sie die antialkoholischen Damen mit den bewundernswerten Böttinnen der Wein- und Spirituosenhändler, mit diesen pflichtbewußten Frauen, die, während ihre Männer und Söhne im Felde für das Vaterland kämpfen, daheim durch eigene Arbeit die so wichtige Alkoholindustrie aufrecht erhalten." Nach alledem wäre es nicht verwunderlich, wenn die „Nevue Vinicole“ eines Tages verlangte, daß die französische Regierung die Frauen der Wein- und Schnapshändler, die in verborgenen Hinterstuben dem Volk Spirituosen auschenken, mit einer besonderen Ehrenmedaille auszeichnete.

Die heilige Barbara, die Schutzpatronin der Artillerie. (Zum 4. Dezember.) Als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. in Koblenz eine katholische Garnisonkirche hatte bauen lassen, stiftete er für diese ein Altarbild, auf dem der heilige Mauritius, der heilige Joseph, der heilige Georg und die heilige Barbara dargestellt waren. Der heilige Mauritius war ein römischer Soldat und erlitt als Anführer der sog. thebäischen Legion in Trier während der diokletianischen Christenverfolgung den Märtyrertod; er gilt seit jeher in katholischen Ländern als Schutzpatron der Infanterie. Der heilige Joseph wird als Schutzpatron der Pioniere und der sog. technischen Truppen verehrt, weil er den Beruf eines Zimmermanns ausübte. Der heilige Georg war als schneidiger Reitermann im Mittelalter der besondere Patron der Mitterschaft und ist jetzt Patron der Kavallerie. Die heilige Barbara aber ist die Patronin der Artillerie, und sie wird als solche nicht nur in katholischen Ländern verehrt. Besonders die preußische Artillerie, die sich ja in der Hauptsache aus Angehörigen der protestantischen Konfession zusammensetzt, läßt es sich nicht nehmen, den Gedenktag dieser Heiligen, der auf den 4. Dezember fällt, festlich zu begehen. Auch in der Kriegszeit werden, sobald es die Verhältnisse nur irgendwie zulassen, seitens der deutschen Artillerie-Regimenter besondere Barbarafestern veranstaltet. Der Grund, warum die heilige Barbara gerade zur Schutzheiligen der Artillerie ausersehen wurde, findet sich in einer ausführlichen Schilderung ihres Lebens in der bekannten alten Legendenammlung „Der Heiligen Leben und Leiden, andres genannt das Passional“, von der der Insel-Verlag in Leipzig kurz vor dem Ausbruch des Krieges eine sehr dankenswerte Neuauflage veranstaltet hat. Da heißt es: „In den Zeiten, da Maximilian Kaiser war, da war ein heidnischer Fürst, der hieß Dioskorus, der betete die Abgötter an. Der hatt eine junge Tochter, die hieß Barbara, die hatt er gar lieb und hatt ihrer große Sorge. Darum machet er einen hohen Turm, darein wöllt er sie verschließen, daß sie niemand sähe, wann sie war unmäßig schön.“ Zuerst ist Dioskorus ein überaus zärtlicher Vater, und er redet seine Tochter nur: „Meine allerliebste Tochter“ an, dann aber ergrimmt er über sie aufs höchste, als er erfährt, daß sie heimlich zum Christentum übergetreten sei. Er sperrt sie in das tiefe Verlies des Turmes ein, das zahlreiche unterirdische Gänge und Gewölbe enthält. Als sie trotzdem von ihrem Glauben nicht läßt, setzt er selbst ihre Verurteilung zum Tode durch. Niemand aber will an der heldseligen Jungfrau die Todesstrafe vollziehen; da greift der entmenschte Vater selbst zum Schwerte und enthauptet die eigene Tochter. Kaum ist das Unerhörte geschehen, da fährt ein Licht vom Himmel hernieder und tötet den Frevel. . . . Wegen des unterirdischen Verlieses haben zunächst die katholischen Vergleute die Heilige zu ihrer Patronin erkoren, wegen des Blickes, der ihren Vater erschlug, wurde und wird noch heute ihr Schutz bei Gewittern angerufen, wegen des Blickes und Donners aber wurde sie auch zur Schutzpatronin der Artillerie, als diese sich nach der Erfindung der Feuerwaffen zu einer Spezialwaffe entwickelt hatte.

Wie Mozart starb und begraben ward. (Zum 125. Todestage, 6. Dezember.) Mozarts von Wohlklang umflossene Gesicht schwebt in immer hellerem Glanze den musikalischsten Menschengeschlechtern voraus und seine Kunst, die immer lebendiger wird in den Herzen der Nachwelt, ist in unsern Tagen zu der „Musik an sich“ geworden. Die 125. Wiederkehr seines Todestages muß uns erst daran erinnern, daß auch dieser ewig Lebendige dem irdischen Geschick sein Opfer bringen mußte, und wenn wir uns die armseligen Trauerbilder seines Todes und Begräbnisses vor die Seele rufen, dann wird seine Verklärung durch seine Kunst nur noch gewaltiger. Selten wohl in der Geschichte offenbart sich die

Kleinheit unseres Erdendaseins und die Größe des Genius erschütternder als in der Erzählung von Mozarts Ende. Der Meister hat sich, wie alle Schilderungen seiner Umwelt bezeugen, buchstäblich zu Tode gearbeitet. Sein durch übermäßige Strapazen, durch mangelhafte Ernährung und fieberhaftes Schaffen zerrütteter Körper konnte der letzten Krankheit, die den 35jährigen überfiel, nicht Widerstand leisten. Es war wahrscheinlich die Brightsche Nierenkrankheit, der er erlag. Seine letzten Stunden noch waren seinem letzten Werk, dem Requiem, gewidmet. „Selbst in dem Vorabend seines Todes“, berichtet der Sänger Benedikt Schaf, „ließ er sich die Partitur des Requiems noch zum Bette bringen und sang selbst noch die Altstimme; Schaf, der Hausfreund, sang, wie er es denn vorher immer pflegte, die Sopranpartie, Hofner, Mozarts Schwager, den Tenor, Gerl, später Bassist beim Mannheimer Theater, den Bass. Sie waren bei den ersten Takten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfang, die Partitur beiseite legte und 11 Stunden später um 4 Uhr nachts verschied.“ „Am Tage seines Todes“, erzählt Nemetschke, „ließ er sich die Partitur an sein Bett bringen.“ „Gott, ich es nicht vorhergesagt, daß ich dies Requiem für mich schreiben?“ so sprach er und sah noch einmal das Ganze mit nassen Augen aufmerksam durch. Es war der letzte schmerzvolle Blick des Abschiedes von seiner geliebten Kunst — eine Ahnung seiner Unsterblichkeit! Sobald er der Todeskrankheit, die ihn bereits mit unentrinnbarem Griff gefaßt hielt, noch eine Stunde abringen konnte, mußte sich der Kapellmeister Sühnmayr an sein Bett setzen. „Dann lag auf der Decke das Requiem, und Mozart explizierte ihm, wie seine Meinung sei, daß er es nach seinem Tode vollenden solle.“ Selbst in den letzten Fieberphantasien arbeitete sein Geist noch immer an dieser ergreifenden Seelenmesse, die er sich selbst gesungen. Man sah es an seinen Geberden und Miene. Als die Mitternachtsstunde den 6. Dezember 1791 heraufführte, richtete er sich plötzlich noch einmal auf und starrte mit großen Augen ins Leere. Dann sank er wieder zurück und schlurmete ein, das Haupt zur Wand geneigt. 25 Minuten nach Mitternacht war tot, was an Mozart sterblich war. Ein einfacher Mann, der Hausmeister Diner aus dem Gasthof zur Silbernen Schlange, wo Mozart viel verkehrt hatte, hat uns seine Beschreibung geschildert: Die Leiche Mozarts wurde am 6. Dezember um 3 Uhr nachmittags bei St. Stephan eingeseignet. Die Beerdigung fand mit dem Kondukt dritter Klasse statt, wofür 3 Gulden 36 Kreuzer bezahlt wurden. Außerdem kostete der Totenwagen 3 Gulden. Die Todesnacht Mozarts war finster und stürmisch, auch bei seiner Einsegnung fing es an zu stürmen und zu wettern. Regen und Schnee fielen zugleich, als wollte die Natur mit den Zeitgenossen des großen Tonbildners grollen, die sich nur lässlich zu dessen Beerdigung eingefunden hatten. Nur wenige Freunde und 3 Frauen begleiteten die Leiche. Mozarts Gattin war nicht zugegen. Diese wenigen Personen standen mit Regenschirmen um die Bahre, welche sodann durch die große Schulerstraße nach dem St. Marger Friedhofe geführt wurde. Da das Unwetter immer heftiger wurde, entschlossen sich auch die wenigen Freunde, beim Stubentore umzukehren, und begaben sich zur Silbernen Schlange. Der Hausmeister Diner war auch bei der Einsegnung zugegen. Er begab sich hierauf zu Mozarts Gattin und fragte sie, ob sie dem Verstorbenen kein Kreuz setzen lassen wolle. Sie erwiderte: „Er bekommt so eins!“ Diese Nachlässigkeit von Mozarts Frau war der Grund, warum man heute nicht mehr die Stätte bestimmen kann, auf der sein Grab liegt. In einem Armenfarge wurde er in einem Massengrab beerdigt. Solche Massengräber wurden mit 18 Särgen gefüllt und nach zehn Jahren wieder von neuem benützt. Als man 1809 zum erstenmal Nachforschungen nach seinem Grabe auf dem Friedhofe von St. Marx anstellte, wählte niemand mehr die Stelle anzugeben. Das Grabmal, das die Stadt Wien 1859 zu Ehren Mozarts auf dem Marxer Friedhof errichtete, hat vermutlich, bevor es auf dem Zentralfriedhof neu aufgestellt wurde, auf dem Platz gestanden, der der Ort des 1801 verschwundenen Massengrabes war. So wenig wir Mozarts Grab kennen, so wenig Anspruch hat auf Echtheit sein angeblicher Schädel, der im Mozartmuseum zu Salzburg ausgestellt ist. Es scheint, als ob alles, was nach an Mozarts Grabstätte erinnern konnte, vom Schicksal vernichtet worden sei, damit sein unsterbliches Werk desto reiner und heller durch die Jahrhunderte leuchte.